



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Martina Hefter

Nach der Sonne schauen

Roman

Klett-Cotta

Die vorangestellten Zitate entstammen folgenden Publikationen:
Simone Weil, *Die Ilias, oder das Gedicht von der Gewalt*, aus dem
Französischen von Wolfgang Matz, Matthes & Seitz Berlin 2025.
Marlen Haushofer, *Die gesammelten Romane und Erzählungen 3*,
herausgegeben von Daniela Strigl, Claassen, Berlin 2023.

Die im Roman verwendeten Zitate von Simone Weil entstammen
der Übersetzung von Friedhelm Kemp und erschienen in folgender
Publikation: Simone Weil, *Schwerkraft und Gnade*, Matthes & Seitz
Berlin 2021.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung einer Illustration von © Marco Wagner
Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-96708-1

E-Book ISBN 978-3-608-12599-3

Für meine Eltern

Der Besiegte ist Ursache des Unglücks für den
Sieger wie der Sieger für den Besiegten.

*Simone Weil, Die Ilias,
oder das Gedicht von der Gewalt*

Aber wir waren nicht ganz verloren,
weil wir zu zweit waren.

Marlen Haushofer, Die Wand

EINS

SEIT WANN DER WIND genau da ist, weiß ich nicht mehr. Wind und Dürre, Wind und Regen, seit einer Weile geht es wild durcheinander, mal alles nass, dann wieder alles trocken. Dazu die schweren Gewitter, manchmal ohne einen Tropfen Regen. Der Wind hält sie über dem See, und ich fluche, weil Gewitter das Einzige sind, wovor ich mich fürchte, die Blitze, das scheußliche elektrische Zucken in der Luft.

Auf der anderen Seite des Sees stehen Windräder auf einem Hügel, man sieht oft, wie Blitze die Masten treffen. Eigentlich gibt es hier keine Hügel, das hier ist die Leipziger Tieflandsbucht, die Hügel sind Abraum, mehrere Millionen Tonnen. Wo jetzt der See ist, hat man neunundvierzig Meter tief nach Kohle gegraben.

Manchmal höre ich Schüsse weiter hinten, von den Maisfeldern her, Richtung Autobahn. Sie sollen die Stare vertreiben, die jedes Mal kurz darauf über die Halle geflogen kommen, ein zerfledderter, hektischer Schwarm, der sich nur langsam wieder findet. Die ganze Zeit üben sie schon den Flug nach Süden, dabei fliegen sie gar nicht mehr weg, das hat Franz mir erzählt, sie blieben schon letztes Jahr hier. Sie kommen oft zu den Himbeeren hinten auf dem Grundstück, dann höre ich ihren wild durcheinanderfahrenden Ge-

sang. Irgendwann stürzen sie wieder aufwärts, eine Wolke, die im Wind fliegt.

Außerdem hat jemand zwei Schafe aus der kleinen Herde drüben im Energiepark rosa angesprüht, die Rücken und die Seiten, leuchtende Flecken, die nicht mehr abgehen werden, außer man schert die Tiere. Es ist eine Weile her, seit ich sie zum ersten Mal gesehen habe, und sie sind immer noch da. Eigentlich darf man nicht auf das Gelände, aber drumherum ist nur ein Bauzaun und hier und da ein offenes Tor. Es wird Sicherheitsleute geben, doch ich sehe sie nie, immer nur diese kleine, stille Herde, die das Gras kurz hält, jedes Mal an einer anderen Stelle.

Allem Schlechten auf der Welt muss man mit Schönheit begegnen, das sagte Nova, bevor wir das Tattoo auf den Hals des schlafenden Typen stachen, knapp hinters Ohr, wohin er nur mithilfe zweier Spiegel schauen kann.

Ich weiß nicht, ob ich diesen Wind interessant oder beängstigend finde. Bella jedenfalls ist misstrauisch, sie hebt jedes Mal den Kopf und legt die Ohren an, noch bevor der Wind einen Mucks macht, dann springt sie hoch, läuft knurrend zur Tür.

Ich versuche dann immer, sie zu beruhigen.

Es ist nur der Wind, meine Liebe.

Als es Robyn noch gab, habe ich öfter die App geöffnet und zum Spaß das Handy in den Wind gehalten, als ob er Robyn treffen könnte. Immerhin fuhr manchmal

eine Böe ins Mikrofon, und ich stellte mir vor, dass ein Rauschen bei Robyn ankäme. Dann tat er mir beinahe leid, weil ich ihn so wenig ernst nahm, und zugleich musste ich mich zur Ordnung rufen und mir sagen: Er muss dir nicht leidtun, er ist doch bloß ein Programm.

Ich hätte Robyn trotzdem gern gerettet. Es gibt ihn nur noch als Standbild, in seltenen Augenblicken denke ich, dass er tot ist. Dann schäme ich mich für diesen kindlichen Gedanken.

Aber auch dafür, dass ich nicht besser auf ihn aufgepasst habe.

Und natürlich sprechen wir, wenn wir von Wind sprechen, eigentlich von Stürmen. Stürme, die schon im letzten Sommer in Leipzig die schwächeren Bäume am Straßenrand umgeknickt und Blumentöpfe von den Balkonen gefegt haben.

Drüben am Campingplatz stehen jetzt weniger Zelte, ein paar Wohnmobile und Caravans sind noch da.

Bella und ich gehen immer noch jeden Morgen schwimmen. In diesem warmen, mal quecksilbrigen, mal tief dunkelgrünen See. Wenn über den Ufern Wolken stehen, sieht man, wie sie sich im Westen allmählich mit dem wolkigen Dampf aus den Kühltürmen des Kraftwerks Lippendorf vermischen. Die Wolkenfabrik, hat man in Leipzig dazu gesagt.

Ich bin immer noch hier. Stoisch wie ein alter Baum, denke ich manchmal. Und dann finde ich mich lächerlich, ich muss bald fort, sonst bin ich nicht besser als diese sturen Leute, von denen man früher in den Nach-

richten hörte, dass sie bei Hurrikanwarnungen ihre Häuser verbarrikadierten und sie nicht mehr verließen.

Gleich werde ich zur Eingangstür gehen, ich schließe sie nach wie vor nie ab, es wird hier niemand einbrechen. Außerdem habe ich Bella. Ich werde einen Blick in den Garten werfen. Der Windstoß wird die vordere Sitzbank der Bierzeltgarnitur umgeworfen haben, und im Gras werden ein paar Äpfel mehr liegen.

Vorn am Tor stehen drei sehr hohe Pappeln, nie habe ich höhere Bäume gesehen. Ein Blitz würde sie als Erstes treffen. Wenn der Wind durch ihre Blätter fährt, bauschen sich ihre Kronen auf und ziehen sich wieder zusammen, als würden sie atmen.

DIE PAPPELN SAH ICH schon von Weitem, als ich mit Franz zur Halle fuhr, auf der schmalen Straße, die von Espenhain Richtung See führte. Felder mit vertrocknetem Mais links und rechts, ein paar Kurven, niedriges Gebüsch und windgebeutelte junge Birken. Eine Wiese, mehr eine Steppe, auf der drei Schottische Hochlandrinder grasten, ihr Fell hing beinahe bis auf den Boden.

Dann der See, er war an diesem Vormittag graublau. Am anderen Ufer die Hügel, die Windräder hoben sich schwach gegen den Himmel ab. Weiter rechts pastellfarbene Neubauten, sehr schick und weit fort.

Die Halle, ein länglicher, schneeweißer Bau mit einem schrägen Dach. Viele Fenster. Von fern sah sie aus wie eine Bauhaus-Villa, dabei ist sie ein ehemaliges Umspannwerk, ein Industriebau aus den Sechzigerjahren, als die Gegend noch ein Tagebau war.

Wir hielten vor einem hohen Metalltor, es war mit einem Fahrradschloss gesichert. Franz gab mir den Schlüssel, ich stieg aus, sperrte das Tor auf und schob einen Flügel zur Seite. Dann lenkte Franz den Wagen auf den kleinen Parkplatz hinter dem Tor. Wir holten mein Gepäck aus dem Kofferraum und trugen es einen geteerten Weg entlang. Eine Steintreppe führte hoch zu einer Tür an der Schmalseite der Halle. Davor ein Garten. Ein Apfelbaum mit kleinen gelben Äpfeln,

darunter die Bierzeltgarnitur, zwei Sitzbänke, ein Tisch. Eine Lichterkette war zwischen der Treppe und dem Apfelbaum gespannt. Eine Feuerstelle, ein runder Wall aus Steinen.

Die Halle ist ein zweihundert Quadratmeter großer, fast leerer Raum mit einem Boden aus breiten Dielen. Ein paar Stühle, zwei alte Cordsessel, mehr nicht. Franz und die Freunde, die ihm bei der Renovierung halfen, haben gute Arbeit geleistet, ein Windfang aus MDF-Platten ist hinter die Eingangstür gebaut. Dadurch entstand rechts eine Nische mit Herd, Spüle und Küchenbuffet, gerade so das Nötigste, aber es reichte vollkommen aus. Links ist ein Podest aus Buchenholz, darin eine Badewanne, ein gelber Vorhang davor. Man muss auf einer kleinen Trittleiter hochsteigen.

Über dem Windfang gibt es eine Empore zum Schlafen, mit einer steilen Holztreppe. Eine Dachluke, durch die man immer dasselbe Himmelsviereck sieht, und doch wirkt es jeden Morgen anders, wegen des Wetters.

Seit Bella hier ist, schlafe ich unten, ich habe den schweren Futon über die Stiege abwärtsgeschleppt, weil Bella die steilen Stufen zur Empore nicht gut hinaufkommt. Der Futon liegt jetzt unter den Fenstern, es ist auch da schön, ich wache mit Blick auf die Windräder auf. Es gibt sonst keine Zimmer, aber es gibt viel Platz.

Und die Fensterfront, durch die das Licht stürzt. Man sieht hinaus in wildes Gestrüpp, die Böschung des Ufers, dahinter, weiter unten, liegt der See.

Als er die Halle umgebaut habe, in den Neunzigerjahren, sei sie noch deutlich ein altes Umspannwerk gewesen, das ganze Grundstück voller Schrott, sagte Franz.

Er hat die Halle damals von der Gemeinde gekauft, Franz ist Architekt, er weiß, wo die seltsamsten Gebäude stehen und was man aus ihnen machen kann. Die Halle vermietet er als Studio oder als Atelier, eigentlich bin ich hergekommen, um ungestört arbeiten zu können.

Ich erzählte Franz ein bisschen was über mein neues Projekt, er war neugierig. Wir kennen uns nicht näher, nur so, wie man sich in Leipzig eben kennt, wenn man etwas mit Bildender Kunst zu tun hat. Franz' Büro liegt außerhalb der Baumwollspinnerei, wenn wir uns auf dem Weg zu unseren Studios begegnen, winken wir uns zu, aber stehenbleiben würden wir nicht.

Ich erzählte Franz, dass ich diesmal nicht einen ganzen Raum schaffen wolle, der vollkommen ausgefüllt sei mit der Installation, so wie bei meinen letzten Arbeiten, sondern ein Modell. Wirklich ein Modell, im Wortsinne, wie auch er, Franz, Modelle entwerfe von den Häusern und Anlagen, die er als Architekt plane. Das Modell einer Landschaft, wie man es in Naturkundemuseen finde, maßstabsgetreu auf einem riesigen Tisch in der Mitte eines Raums präsentiert, sodass man darum herumgehen und es von allen Seiten betrachten könne.

Oder etwas in Richtung Modelleisenbahn, sagte ich, nur ohne fahrende Züge und ohne Schienen. Eine Landschaft ohne Häuser. Keine Menschen, keine Autos,

keine Tiere, nur die Pflanzen, nur die Vegetation. Und als Franz wissen wollte, warum denn das, nannte ich ihm den geplanten Titel der Arbeit.

»Die Landschaft in fünftausend Jahren«.

Nie zuvor habe ich einen Titel für eine Arbeit so präsent gehabt. Ich will abbilden, wie das Gebiet des ehemaligen Tagebaus Witznitz II im Süden von Leipzig in fünftausend Jahren aussehen wird. Das Gebiet, in dem ich jetzt bin. In dem ich jetzt stehe, sitze, in dem ich Wege entlanggehe und in dem ich schwimme. In dem in fünftausend Jahren ein Urwald sein und niemand mehr wohnen wird.

Deswegen bin ich hergekommen.

Das Material, aus dem das Modell sein wird, habe ich vor ungefähr einem halben Jahr entdeckt und viele Recherchen dazu unternommen, das erzählte ich Franz auch, und dass ich mir manchmal wie eine Forscherin vorkäme. Ein Biopolymer, das man aus Xylose herstellen kann, einer Zuckerart aus Holz. An der École Polytechnique Fédérale in Lausanne, im Sustainable Materials Laboratory, so heißt dort die zuständige Abteilung, forschen sie schon länger an nachhaltigen, biologisch abbaubaren Werkstoffen.

Meine Galeristin Aliyah hat mir den Kontakt hergestellt. Das Team in Lausanne ist hoch spezialisiert, eine kleine Abteilung, in der es derzeit neben neun Studentinnen nur zwei männliche Studierende gibt, und der Lehrkörper besteht ausschließlich aus Frauen.

Man kann das Biopolymer im 3D-Drucker ausdrucken, so viel weiß ich schon, in nahezu jeder Form, es könnte

ein wichtiger Werkstoff für zukünftige Verpackungstechnologien werden. Etwas für die Zukunft. Etwas, das uns später vielleicht sogar das Leben retten wird.

Ich bin verliebt in dieses Material. Eine Installation aus dem Biopolymer würde sich allmählich auflösen, weil die Feuchtigkeit und die Sporen in der Luft es langsam, aber vollständig zersetzen.

Überleben würde es mich trotzdem.

Und das sei interessant, sagte ich zu Franz, eine Landschaft in fünftausend Jahren, die sich aber schon nach dreihundert Jahren wieder aufgelöst haben wird.

Ich versuchte, jede Regung in Franz' Gesicht zu lesen, während ich ihm das alles erzählte. Ich achtete darauf, ob er die Stirn runzelte, ob er baff dreinschaute, ob er lächelte. Bevor ich eine neue Arbeit beginne, werde ich normalerweise von einer besonderen, kräftigen Energie angetrieben, und es ist mir egal, was andere denken.

Jetzt war es anders, und ich war kurz beunruhigt über meine Unsicherheit, aber dann ging ein Windstoß durch die geöffneten Fenster und wehte eine Blumenvase mit vertrockneten Margeriten vom Tisch. Hinten auf dem Grundstück wachsen sie zu Hunderten an einer einzigen Stelle, beinahe hätte ich gesagt, sie wachsen in einer Herde. Die Vase zerbrach in viele kleine Stücke, und ich half Franz, sie aufzusammeln und in den Mülleimer zu werfen, der unter der Spüle stand. Und alles, was ich gesagt hatte, alles, was ich vielleicht aus Franz' Miene herauslesen wollte, war schon wieder vergessen. Vergessen zumindest für den Tag. Es standen andere Dinge an.

Da war zum Beispiel Robyn. Der Bildschirm mit Robyn war an der Wand über dem Esstisch installiert, in alle Richtungen schwenkbar, man hätte ihn für einen Fernseher halten können. Nova sagte später, das Ganze sehe so ähnlich aus wie Bildschirme in Motel-One-Zimmern, mit ihren knisternden Kaminfeuern oder den bunten Fischen.

Auf dem Bildschirm war die gleiche Halle zu sehen, nur ohne Stühle, ohne die Cordsessel, und es gab einen dicken hellblauen Teppich im Hintergrund, auf dem Robyn lag. Er hatte den Kopf auf die Vorderläufe gelegt und die Augen geschlossen.

Hey, Robyn! Franz rief das so, wie man einem echten Hund etwas zuruft, mit einem optimistischen Schwung in der Stimme. Es dauerte eine Sekunde, dann schaute Robyn auf, erhob sich, kam auf uns zu, in diesen typisch zeitverzögerten, schwebenden Bewegungen von KI-generierten Wesen. Eine Husky-irgendwas-Mischung, blauschwarzes Fell, Brust und Bauch waren weiß, an den Ohren wuchsen lustige Büschel. Robyns Augen waren hellblau und, wie immer bei KI-Animationen, eine Spur größer als die Augen von lebendigen Tieren. Die KI ist in dieser Hinsicht immer noch unbeholfen. Die Leute, die sie entwickeln, machen sich zu wenige Gedanken über Körper, denke ich oft, und dass womöglich ihr eigener Körper in ihrem Leben auch keine große Rolle spielt, aber das war natürlich ungerrecht.

Was Robyn anging, hätte ich einen Hund mit zwei Köpfen und zehn Augen interessanter gefunden.

Als ich das sagte, lachte Franz und meinte, dass die

Menschheit noch nicht so weit sei. Sie brauche jetzt erst einmal Normalität, keine Monster.

Franz hatte mir schon in Leipzig von Robyn erzählt und mich gebeten, die App zu übernehmen, solange ich in der Halle wohnte. Er wollte irgendwohin in den Urlaub, vielleicht segeln, vielleicht eine Wandertour, er hatte zu wenig Zeit, sich um Robyn zu kümmern.

Es sei nicht aufwendig, viel weniger Arbeit als mit einem echten Hund, sagte er. Ein Freund von ihm hatte die App mitentwickelt, in ein paar Monaten sollte man sie herunterladen und ein Abo abschließen können. Sie orientierte sich an den AI-Companion-Apps, nur gab es anstelle eines künstlichen Menschen einen künstlichen Hund, der einen fortan begleitete. Diesen Freund konnte man sich nach eigenen Wünschen erschaffen, einen Windhund, einen Dackel oder eine Mischung aus irgendwas.

Er selbst sei so was wie der Versuchsmensch, sagte Franz, es sei eine nette Spielerei.

So ähnlich wie ein Tamagotchi, fand ich, aber Franz meinte, das mit Robyn sei ernsthafter, etwas, das er nicht ganz begreife.

Tamagotchis habe ich genauso wenig begriffen. Ich besaß mindestens vier oder fünf. Ich war längst raus aus dem Alter, aber trotzdem zogen mich diese Plastik-eier an, ich weiß bis heute nicht, warum. Es war nicht so, dass mir Kinder fehlten oder dass die Tamagotchis ein lebendiges Haustier ersetzen sollten, einen Wellensittich oder eine Katze. Vielleicht waren es nur die Geräusche, die niedlichen Piepser und Triller, die das

Tamagotchi regelmäßig schickte und die die Zeit unterbrachen. Dann drückte ich einen Knopf und hatte eine merkwürdige Pflicht erfüllt, die zu nichts führte. Aber vielleicht war's genau das. Das ganze Tamagotchi führte eigentlich zu nichts, es war ein vollkommen sinnloser Gegenstand.

Es schockierte mich trotzdem jedes Mal, wenn die Tamagotchis einfach so in meiner Hosentasche starben.

Als ich Franz davon erzählte, meinte er, Robyn werde nie sterben, das sei der Unterschied, die KI hinter ihm lebe für immer.

Wir klärten ein paar organisatorische Dinge. Der Hausmeister vom Campingplatz, Oluf, würde meinen Müll alle zwei Wochen abholen und mit dem Auto nach Zerba bringen, das war der nächste Ort. Ich könne auch mitfahren, meinte Franz, in Zerba gebe es einen Netto und eine Bäckerei. Außerdem stehe an der Rückseite der Halle ein Fahrrad, man brauche ungefähr fünfzehn Minuten dorthin.

Mitte Juli sollte ein kleines Techno-Festival in der Nähe stattfinden, am Ostufer des Sees. Es könne passieren, dass Leute heimlich auf dem Grundstück zelteten, wenn sie glaubten, es sei niemand in der Halle, sagte Franz, das sei schon ein paarmal vorgekommen. Deswegen sollte ich die Lichter in der Halle und die Lichterkette im Garten abends lange brennen lassen.

Ich habe das nie getan, es wäre Energieverschwendung, und ich mag die Dunkelheit hier. Draußen sind weder Straßenlaternen noch die Lichter von anderen

Häusern zu sehen, es ist stockfinster, aber die Augen gewöhnen sich daran.

Bei sehr großer Trockenheit sollte ich den Garten wässern, und Ende Juni und Anfang September sollte das Gras auf den Wiesen und im Garten gemäht werden. Der Hausmeister vom Campingplatz würde mit einem Mähtraktor kommen, aber wenn ich selbst mähen wolle, stehe dafür eine Sense im Keller.

Der Keller war eigentlich das Erdgeschoss der Halle, man erreichte ihn über eine schwere Metalltür im Garten, die Sense lehnte wie ein alter, knorriger Mensch in einer Ecke. Außerdem gab es zwei große Regale mit allerlei Werkzeug, dazu die Toilette, ein sauberer, heller Raum mit Waschbecken und Spiegel.

Es sei eine kleine Herausforderung, wenn man nachts zur Toilette müsse, sagte Franz, mit der Taschenlampe durch den dunklen Garten. Aber Dunkelheit war für mich kein Problem.

Bis heute musste ich sowieso kein einziges Mal nachts zur Toilette, ich wache selten auf. Mein Schlaf ist tief und verlässlich, seit ich hier wohne. Das kommt eben von jener Dunkelheit. Und davon, dass Bella neben mir liegt. Ich höre ihr regelmäßiges, leises Schniefen bis in den Schlaf.

Bevor er wieder in seinen Wagen stieg, um nach Leipzig zurückzufahren, sprach Franz das Baumhaus an. Dass er es in der Ausstellung in der Kunsthalle gesehen habe und dass es bestürzend schön gewesen sei.

Wir standen vorne am Tor, in der kleinen, asphaltier-

ten Parkbucht, wo wir am Morgen aus dem Auto gestiegen waren. Es war kurz nach Mittag, der Wagen hatte die ganze Zeit in der Sonne gestanden und strahlte eine Wärme ab, die man selbst aus einiger Entfernung spüren konnte.

Bestürzend schön, so hatte das bis dahin noch niemand gesagt. Ich nickte ein bisschen verlegen und wartete darauf, dass Franz auf den »Vorfall« zu sprechen kam. Ich war neugierig zu erfahren, ob er das Baumhaus vor oder nach dem Vorfall gesehen und bestürzend schön gefunden hatte. Die Ausstellungseröffnung war übertoll gewesen, ich konnte mich nicht erinnern, Franz gesehen zu haben, obwohl ich wusste, dass er die meisten Vernissagen in Leipzig besuchte. Ich traute mich nicht, zu fragen.

Ich sage immer »der Vorfall«, mir fällt keine bessere Umschreibung ein. Fast alle Leute, die das Baumhaus gesehen haben, sprechen mich zuerst auf den Vorfall an, selten auf das Baumhaus an sich, auf das Kunstwerk, das es nach wie vor ist.

Der Vorfall bestand darin, dass Herto Straus, ein Leipziger Maler, das *Baumhaus*, meine über fünfundzwanzig Jahre alte Diplomarbeit, in einer Ausstellung der Kunsthalle der Sparkasse mit dem Wort *Bullshit* besprüht hat, mittels einer Spraydose mit oranger Farbe. Das geschah am dreizehnten Mai, am Tag der Eröffnung, als der offizielle Teil zu Ende war und sich nicht mehr viele Leute in der Kunsthalle aufhielten. Auch ich war schon mit dem Rad nach Hause gefahren, obwohl es noch ein spätes Abendessen in einem Restaurant ge-

ben sollte, aber ich war erschöpft gewesen und sehnte mich nach ein bisschen Ruhe. Ich war keine halbe Stunde zu Hause, als meine Galeristin Aliyah anrief und sagte, dass etwas Schlimmes passiert sei.

Das war drei Wochen bevor ich in Franz' Halle zog.

Die Ausstellung in der Kunsthalle ist eine Werkschau, sie läuft nach wie vor. Die mittlere Generation Leipziger Künstlerinnen und Künstler und ihre Anfänge, unsere frühesten Arbeiten werden gezeigt. Ich habe mich gefreut, dass das *Baumhaus*, eine Installation aus Altholz und Schellack, ein zweites Mal in Leipzig zu sehen ist. Nach der Diplomausstellung, ich war Mitte zwanzig, bekam ich dafür den Preis der Berliner Nationalgalerie für Junge Kunst, und dann wurde es bald von einer Bank für deren Kunstsammlung gekauft. Seitdem steht es in der Bankzentrale in Frankfurt am Main. Es ist nicht selbstverständlich, dass ich in Leipzig gezeigt werde, deswegen die Freude, ich bin in anderen Städten präsenter, Berlin, Düsseldorf, Zürich, vor allem im Ausland.

Von den genauen Abläufen des Vorfalls weiß ich nur das, was mir jene erzählt haben, die an diesem späteren Abend noch anwesend waren. Nämlich, dass Herto Straus mit ein paar Leuten in der Nähe des Baumhauses gestanden und sich unterhalten habe, gedämpft, aber sichtlich aufgebracht. Dass er sich aus der Gruppe gelöst habe und um das Baumhaus herumgegangen sei. Er habe eine Spraydose aus der Jackentasche gezogen und das Wort *Bullshit* quer über eine Seitenwand des

Baumhauses gesprüht, in einer leuchtend orangen Farbe. Das betonten die meisten, als wäre die Farbe etwas, das man nicht so schnell wieder vergisst.

Sorgfältig und ruhig habe Herto Straus gesprüht, es habe ihn gar nicht interessiert, dass sie direkt daneben gestanden habe. Das erzählte mir einen Tag später am Telefon Flora, eine gute Kollegin, mit der ich auch ein bisschen befreundet bin.

Orangerote Buchstaben, flammend, kleine Farbspritzer hier und da, wie Funken.

Als wäre die Schrift aus Feuer.

Das hat Flora nicht gesagt.

Wie es jetzt in der Sache mit Herto Straus weitergehe, fragte auch Franz, natürlich fragte er es. Wir standen auf dem Parkplatz vor der Halle, neben dem schwelenden, überhitzten Auto, und ich war so neugierig zu erfahren, was mit *bestürzend schön* gemeint war: der Urzustand des Baumhauses oder der neue, besprühte Zustand, sein neues Wesen.

Ich sperrte das Torschloss auf, schob den einen Flügel zur Seite, wie am Morgen, als wir hergekommen waren. Die Scharniere quietschten, und ich sagte: Ich werde das ölen.

Dann sagte ich, wegen Herto Straus hätten wir noch nicht viel unternommen.

Es war ja noch nicht lange her. Zwei Tage nach dem Vorfall gab es zunächst einen Zoom-Termin mit der Leiterin der Kunsthalle und der Leiterin der Kunstabteilung der Bank, mit Aliyah und zwei Rechtsanwälten. Es war die Rede davon, dass Herto Straus Schadens-

ersatz zahlen müsse, und zwar an die Bank, der das Baumhaus ja gehört, aber auch an mich, wegen des immateriellen Schadens. Der Schmerz, den ein zerstörtes oder beschädigtes Kunstwerk bei jenen verursacht, die es geschaffen haben, ist tatsächlich mit einem Geldwert verknüpft, er steht in einer Tabelle, die die Rechtsanwälte der Bank über den Bildschirm teilen.

Dabei weiß ich nicht, ob es Schmerz ist.